

Die Re-Packing-Kultur: Ein Irrweg!

Im ersten Teil (Volksstimme № 1–2 Feber 2018) berichteten wir von der Biennale 2017, die sich zwar radikalen Statements, vor allem aber dem Zitieren und Zurückblicken verschrieben hatte. Nur kurze Zeit später machte eine große Literaturveranstaltung in Wien einen ähnlichen Eindruck.

VON EVA BRENNER



OBEN: Literatur im Herbst im Odeon Theater

UNTEN: Pasolini / Schauspieler-Textkollektiv

Eine groß beworbene Konferenz in Wien befasste sich Ende 2017 mit Fragen der Freiheit, Ungleichheit, Untergangsszenarien und »repressiven Toleranz« und (heute fehlenden) Utopien. Die mehrtägige Veranstaltung im Odeon Theater, die mit viel Prominenz aus Literatur, Theorie und Aktivismus aufwartete – Herbert Marcuse, Pier Paolo Pasolini, Antonio Gramsci, James Baldwin, Pankaj Mishra, Milo Rau – firmierte unter dem Titel »Dialektik der Befreiung« und knüpfte programmatisch an den gleichnamigen Kongress an, den die Antipsychiater Ronald D. Laing und David Cooper 1967 in London organisiert hatten. Laut Veranstalter (Alte Schmiede, Grundidee Walter Famlar und Felix de Mendelssohn) allesamt Themen, die damals wie heute bewegten und bewegen: Freiheit und Kontrolle, Entmystifizierung menschlicher Gewalt, Imperialismus, Wohlstandsgesellschaft, Verlust gesellschaftlicher Alternativen, Populismus und neuer Faschismus, Ästhetisierung und Digitalisierung im sog. »digitalisierten Kapitalismus«. Die Liste setzt sich fort: Kritik und Affirmation, Idiotie und Intellekt, Kolonialisierung der Fantasie, Macht und Ohnmacht, Überflusgesellschaft und Verdinglichung des Menschen, Reproduktion von Ungleichheit, virtueller Staat und repressive Toleranz – ein vom deutschen Soziologen und Philosophen der 68er-Bewegungen, Herbert Marcuse, geprägter Begriff.

Das dicht gedrängte Programm ließ kaum Zeit, alle wichtigen Vorträge, Lesungen und Diskussionen zu besuchen; auch mir bot sich daher nur ein Ausschnitt an. Augenfällige Debatten und Vorträge wurden unter dem Titel »Kanzelreden« präsentiert (z. B. »Die Regierung der Prekären«, »Ökologie der Existenz«, »Politik der Potentialität«). Der Italienische Autor Maurizio Torchio las aus seinem Roman »Das angehaltene Leben«, in dem sich Haft und Gefängnis zu einer Metapher einer Welt aus Schmerz verdichten, »in der die Grenze zwischen Henker und Opfer schwimmt«. Der indische Autor Pankaj Mishra las und diskutierte mit Ilija Trojanow sein neues Buch »Das Zeitalter des Zorns« über die Geschichte der europäischen Aufklärung und den pervertierten Freiheitsbegriff islamistischer Märtyrer, der Amerikaner und

Pulitzer-Preisträger Colson Whitehead präsentierte seinen Roman »Underground Railroad« über Rassismus der Vergangenheit und Gegenwart.

Marcuse und Pasolini

Aber weniger die Literatur und die zahllosen Podien vermochten zu überzeugen, ironischer Weise trafen drei politische Filme am besten den Nerv der intendierten Veranstaltung, die sich zum Ziel gesetzt hatte, heutige soziale Bewegungen zu ermutigen und mit-anzustoßen. Ein Unterfangen, das angesichts weitgehend abwesender Bewegungen in unseren Breiten zum Scheitern verurteilt war, zumal der »Event« im engen Kreis von Intellektuellen und KünstlerInnen verharrte.

Zu den beeindruckenden Filmdokumentationen zählte das Epos »I Am Not Your Negro« über James Baldwin von Raul Peck und Paul Alexander Juutilainens hervorragendes Porträt über Herbert Marcuse und die Studentenbewegung »Herbert's Hippopotamus« (1998 für den Emerging Filmmaker Showcase beim Filmfestival Cannes nominiert), dem es gelang, ein Epochen-Gefühl zu transportieren. Glanzstück der Tour de Force durch bessere Zeiten des Aufbruchs und der Aufstände sollte die Auseinandersetzung mit Pier Paolo Pasolinis letztem und radikalstem Film »Salò – oder die 120 Tage von Sodom« werden. Zaghaft wurden Film-Stills auf eine Leinwand im Hintergrund projiziert, davor zwei recht steif und eintönig lesende Schauspielern, die dem Film mit ihrer »szenischen Reflexion« kaum Neues hinzufügen konnten. Pasolinis Versuch, mit Mitteln der Kunst Herrschaft und Ausbeutung in ihrer sadistischen wie masochistischen Grundstruktur zu entlarven, wurde so auf das Mittelmaß einer braven Performance zurückgestutzt.

»Dialektik der Befreiung« – ohne Dialektik

Dennoch – es gab jenseits der Hinweise auf den historischen Kongress 1967 einen bemerkenswerten Dreiklang der Programmhöhepunkte: die zentrale Bedeutung von Herbert Marcuses und Pier Paolo Pasolinis, ein wertvoller Beitrag zum derzeit schütterten Dialog über gesellschaftli-

che Utopien, und die Teilnahme des Ex-RAF Mitglieds Karl-Heinz Dellwo, der heute als Verleger und Autor in Hamburg lebt, der zu den Co-Organisatoren gehörte – ein durchaus mutiger Schritt!

Weniger positiv fällt der Befund über die in großen Lettern angekündigte »Dialektik« aus, denn sie würde ausgiebigen Dialog erfordern, ein Mangel, der bereits am Kongress 1967 kritisiert worden war. So schrieb David Cooper rückschauend: »Wir sind in diesem Kongress in den letzten beiden Wochen zwischen verschiedenen Thesen hin- und hergependelt. Dies sollte wohl ein Kongress über Dialektik sein, aber die Crux an der Dialektik ist, dass man die Dialektik leben muss, über die man spricht, und noch dazu wissen muss, dass es gerade darauf ankommt.« (David Cooper, *Jenseits der Worte*, in: S. 159, *Dialektik der Befreiung*, Hsg. Ph. Katsinas, bahoe books 2017, S. 159).

Was bleibt von der 2017-Kopie der »Dialektik der Befreiung«? Ein Mosaik an viel zu viel und doch zu wenig! Die Überfülle des Programms konnte der Komplexität des Themas – der vielen ineinander verwobenen Krisenthemen – kaum gerecht werden, zumal die Vorträge, Lesungen und Panels in unnötiger Eile aufeinander folgten, dazwischen störende Umbaupausen, die eine Debatte in Kontinuität erschweren. Es fehlte der sprichwörtliche rote Faden, die Analyse mit These-Anti-These-Synthese. Zu fragen wäre, worin die »Dialektik« des Events bestand? Der Begriff blieb so vage, dass er zur leeren Hülse verkam und starr im schönen Titel-Design (Flyer, Programmfolder, Buchkatalog) verharrte.

Leider fand auf der Wiener Konferenz außerhalb der sprichwörtlichen Gespräche-in-den-Gängen, die oft wichtiger sind als die Kongresse selbst, kaum nachhaltiger Dialog statt. Dazu war die Zeit für Fragen aus dem Publikum viel zu knapp bemessen und vom Veranstalter übermäßig kontrolliert. Man hatte sich einfach zu viel vorgenommen, vor lauter Themen kam jedes einzelne zu kurz.

Im »Westen« nichts Neues!

Wo residiert also die radikale Zeitgenossenschaft, die als Leitbild für die Kunst auf

»Liebe Genossen und Genossen ...«

Ein runder Geburtstag – im Alter von 100 Jahren kann man und frau schon auch mal ein wenig vergesslich im Erinnern werden, was die Lichtblicke und Tiefpunkte eines langen Lebens waren.

VON BÄRBEL DANNEBERG

Ich erinnere mich an meine ersten Begegnungen in der KPÖ, damals Anfang der 1970er-Jahre und frisch gefangt aus einer Welt der Aufmüpfigkeit. Ich bin mit den wilden 68ern in Westberlin zur kommunistischen Bewegung gestoßen, und in Wien erschien mir die KPÖ nach den Chastagen ernsthaft, verlässlich, ordentlich. Sie hielt auch, was ich mir versprach. Meine ersten Kontakte waren ältere Genoss_innen in der Gebietsarbeit, die Männer redeten, die Frauen strichen Brote. »Meine politische Arbeit besteht darin, dass ich meinem Mann den Rücken für die politische Arbeit freihalte«, erzählte mir eine Frau.

Geschlechterwiderspruch

In den Parteitagereden drückte sich die Einstellung, Frauen kaum wahrzunehmen, nicht nur in der oft genuschelten Anrede »liebe Genossen und Genossen« aus, sondern auch in den Führungsebenen und Kommissionszusammensetzungen. Damals hieß die Frauenkommission noch Familienpolitische Kommission und den Vorsitz hatte ein Mann. Bei Durchsicht der Parteitageprotokolle fallen Frauen nicht auf. Der 14. Parteitag (1948) erwähnt »unsere Frauen in der Frage des Kampfes um den Frieden«. Der 23. Parteitag (1977) wählte ein ausschließlich männliches Politbüro und ein Zentralkomitee, in dem von 74 Mitgliedern sechs weiblich waren. Ähnlich

der berühmten BIENNALE von Venedig gilt und welche die Wiener Konferenz »Dialektik der Befreiung« laut vor sich her trug? Werden die anstehenden internationalen Konfliktfelder, die nicht kleiner sondern größer geworden sind, von der zeitgenössischen Kunst und Theorie nicht mehr reflektiert? Kneift die linke Intelligentsia (in devoter Ohnmacht) vor der Übermacht existenten Verhältnisse?

Zu hinterfragen ist, ob Kunst, Performance, Theater mehr kann als den soziopolitischen und ästhetischen Status quo bespiegeln/bestätigen. Kann Kunst mehr sein als ein endloser Abgesang, die rituelle Zelebration des angeblich unabänderlichen Weltenendes? Oder wäre der Befund: Wir sind zu bequem, zu fantasieelos geworden, um uns neue Fragen zu stellen, diese ins Zentrum der Gesellschaft zu stellen, zum Widerstand gegen die neue (kulturelle) Barbarei aufzurufen?

Was sind die Ursachen und Wirkungen dieses Langzeittrends von Zukunft-verunmöglichenden Strategien neoliberal verformter (Hoch-)Kultur? Dazu kann die Analyse der hier untersuchten Veranstaltungen brauchbar sein – selbst wenn die eine weltweite, die andere eher lokale Bedeutung hat. Der prekäre Zugang zum kulturellen Erbe ist derselbe. Im Moment sieht es aber ganz danach aus, als würden wir in absehbarer Zeit weiterhin mit einer Kultur des Re-Packaging leben müssen, mit Gesten der linker verbal-Radikalität, die gut zum modischen Life-style eines »radical chic« passt. Es ist allenfalls zu hoffen, dass die zarten Knospen der Utopie, die auf der Konferenz »Dialektik der Befreiung« für kurze Zeit über den Köpfen im Raum schwebten und die für die Schaffung von gesellschaftlichen Alternativen nötig ist, sich in nachhaltigeren Projektideen und Diskursen niederschlagen werden. ■